

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337713](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337713)

Benigna stimmte bei, daß sie mit Jörg wandere, wobin er sie führe. Sie klagte nur, daß sie die Leute, die ihr soviel Gutes getan, so heimlich und undankbar verlassen sollte, und besonders beammerte sie, daß Babi, die sich an sie gewöhnt hatte, wie ihr eigen Kind, nun wieder verlassen sei und wieder verstoßen in der Welt herumlaufen und der Verführung preisgegeben sein sollte.

Endlich willigte Jörg ein, daß man wenigstens noch in das Haus des Korbhans gehe. Kaum hatten sie sich darüber geeinigt, als man Stimmen hörte und die Worte:

„Dort ist sie und der Sensenhändler ist bei ihr.“
Korbhans und seine Frau und Babi, die Benigna gesucht hatten, kamen auf die Haselhöhe, und sie konnten sich lange nicht von Staunen erholen, als sie hörten, wer der Sensenhändler sei. Sie willigten dann gerne in die Bitten der Babi, daß sie mit Benigna ziehen dürfe.

Nachdem man sich endlich von Staunen erholt und Ruhe eingetreten war, fragte Hans:

„Jetzt sag' mir ehrlich Benigna, hast du den Schatz, den du vergraben hast, bereits gehoben?“

„Ich habe nie einen gehabt,“ erwiderte Benigna.

„Aber du hast uns doch einen gegeben,“ erklärte die Frau, „wir sind jetzt gottlob in Frieden und Wohlstand.“

Alle zusammen kehrten nun wieder ins Dorf zurück oder eigentlich nur ins Haus des Korbhans,

das das letzte im Dorfe war, so daß man sich vor niemand zu zeigen brauchte; denn darauf bestand Jörg. Aber er besann sich doch noch eines Besseren; Babi mußte den Bürgermeister holen, und unter dem Gelöbniß, daß er schweige, bis sie fort seien, übergab ihm Jörg eine nahmbafte Summe, die er der Gemeinde zurückerstatten sollte für den Unterhalt seiner Frau.

„Recht so,“ rief Benigna, recht so! Bist dein Lebtag ein stolzer Mensch gewesen, ein ehrenhaltiger Mensch! Recht so!“

„Das auch,“ sagte Jörg, „aber alles, was Schulb heißt, ist jetzt glatt und eben und quittiert.“

„Das ist noch besser,“ stimmte Benigna bei. Als es Nacht war, holte Jörg seine Sensen, und während wieder Millionen Sterne am Himmel standen, wanderte er mit Benigna und Babi das Tal herab an der ruhigen Hammerschmiede vorbei und weiter gings bis zum schönen Land Steiermark. Nicht weit von dem schönen Städtchen Loeben an der Mur, über der Bergwiese am Walbestand steht ein kleines Häuschen. Dort sitzt eine blinde Alte bei einem schönen Mädchen auf der Bank vor dem Hause, wenn es Abend wird, kommt Jörg von der Schmiede herauf und gibt Benigna und der Tochter die Hand.

Nach vieler und entsegllicher Mühsal ist jetzt ein glückliches Leben noch einmal aufgegangen für Jörg und Benigna, und sie freuen sich dessen bis auf den heutigen Tag.

Ostern.

Wiß stürzt der Bergbach schäumend sich ins Tal,
Es glüht und gleißt der Morgensonne Strahl.
Die schlanken Tannen auf des Schwarzwalds Höh',
Sie schütteln sich vom Haupt den Winterschnee.

Hörst du den Wind, der talwärts brausend zieht?
Er singt ein klanggewaltiges Auserstehungslied
Und treibt des Himmels Wolken schnell nach Norden hin,
Indes an Bergeshängen die ersten Veilchen blüh'n.

Natur! Du sprengst die Ketten, trittst aus dunkler
Nacht hervor.
O Menschenherz, jetzt öffne du auch Thür und Thor!
Wach auf aus deiner starren Winterruh!
Der Heiland lebt, jetzt leb' auch du!

Süßseliges Hoffen wandert durch die Welt
Und Osterglocken jauchzen übers Feld. —
Entringe dich von jeder Sorg' und Plag!
Wach auf! 's ist heil'ger Oftertag.

H. Schwär.

Gegenseitigkeit. Fräulein (die beim Singen von einem auf dem Hof konzertierenden Dreborgelspieler gestört wird): „Hier Anna, geben Sie dem Mann fünf Pfennig, nur daß er aufhört!“ — Dienstmädchen: „O, Fräulein, der hat mir schon 10 Pfennig geboten, wenn Sie aufhören!“

Schlau. „Du Alte, jetzt hab' i aber die Eisenbahner schön ang'schmiert! D' hab' mir a Retourbillet g'nomma, bin aber net retour g'fahr'n!“

Die schlechte Ehe.

Abraham a Santa Clara, der berühmte Kanzelredner und Humorist, geboren in Kreenheinstetten bei Meßkirch, schildert ein unzufriedenes Weib also:

Will er sauer, so will ich süß;
Will er Mehl, so will ich Grieß.
Schreit er hu, so schrei' ich ha,
Ist er dort, so bin ich da.
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehen, so will ich rasten.
Will er recht, so will ich links.
Sagt er Spas, so sag ich Hint.
Ist er Suppe, so eß' ich Brocken,
Will er Strümpfe, so will ich Soden.
Sagt er ja, so sag' ich nein;
Trinkt er Bier, so trin' ich Wein.
Will er dies, so will ich das;
Singt er Alt, so sing' ich Bas.
Steht er auf, so sitz' ich nieder,
Will er hi, so will ich hott.
Das ist ein Leben, erbarm es Gott!“

Wie Sonnen- und Lichtbäder wirken.

Die Anwendung von Licht und Sonne ist erst in neuerer Zeit in unseren Heilmittelschöpf eingeführt worden. Das Licht- und Sonnenbad verhält sich langsam, aber sicher seine Position. Denn das Gute liegt auch hier so nahe! Eine Baumfrucht, die dem Sonnenlichte während ihrer allmählichen Reise nicht ausgesetzt war, schmeckt fade und nüchtern, und Feldfrüchte, die im Schatten reifen, sind wenig ausgiebig. Kartoffeln, Mohrrüben und Petersilie treiben zwar im sonnenlosen Keller auch, aber ihre Triebe sind farb- und kraftlos. Man bringe dergleichen Pflanzen ans helle Tageslicht in die Sonne, und bald wird sich unter ihrem Einflusse in den Blättern der schöne grüne Farbstoff bilden. Und jede sorgende Hausfrau kennt den schädigenden Einfluß eines sonnenlosen Fensters auf ihre Zimmerpflanzen, denen auch die allerbeste Pflege das mangelnde Sonnenlicht nicht ersetzen kann.

Wenn man diesen günstigen Einfluß der Sonne auf die Pflanzenwelt beobachtet, so kann man leicht zu dem Schlusse kommen, daß auch beim Menschen der Sonnenschein eine günstige Wirkung ausüben muß. Wie gerne suchen wir auch im Frühling und Herbst die Sonnenstrahlen auf, und wie allüchlich findet man den Genesenden, der ein sonniges Plätzchen auffand, auf dem er ruhen kann! Er empfindet dabei dasselbe angenehme Gefühl wie das Tier, das sich — von seinem starken und nie trügenden Instinkt sicher geleitet — die Sonne recht heiß auf seinen Pelz oder sein Federkleid brennen läßt.

Das Sonnenlicht zeigt aber auch die Merkwürdigkeit, allen denjenigen kleinsten Lebewesen (Mikroorganismen) hindernd und vernichtend in den Weg zu treten, die eine geordnete Entwicklung des organischen Lebens höherer Wesen hemmend beeinflussen wollen.

Hierfür nur ein einziges Beispiel: Wohl der gefährlichste aller bekannnten Spaltpilze ist der Milzbrandbazillus. Zwei Stunden lang kann man ihn toden, und immer noch ist er lebensfähig; setzt man ihn aber nur dreiviertel Stunde dem direkten Sonnenlicht aus, so ist seine Lebenskraft vernichtet. Schon diese Eigenschaft des Sonnenlichtes allein hätte uns schon lange bestimmen sollen, das Licht zu Heilzwecken zu benutzen. Außerdem weiß aber auch heutzutage fast jedes Kind, daß nach Norden gelegene und darum sonnenarme Wohnungen bei weitem ungesünder sind als solche, die dem Sonnenlichte vollen Eingang gewähren. Der Volksmund bestätigt dies mit den treffenden Worten: „Wo die Sonne hinkommt, kommt der Arzt nicht hin.“ Und in den Wintermonaten bleibt nach zuverlässigen Beobachtungen das Wachstum der Kinder merklich zurück, woraus wiederum folgt, daß der gesamte Stoffwechsel im menschlichen Körper vom Sonnenlichte günstig beeinflusst wird, wovon sich auch alle diejenigen überzeugen können, die durch eine sitzende Lebensweise zu allerlei Stoffwechselstörungen neigen, die aber als Ausgleich für den Mangel an Bewegung regelmäßig ihre Sonnenbäder nehmen.

Auch bei verschiedenen hartnäckigen Hautkrankheiten, besonders bei bösartigen Geschwülsten der Haut und bei Lupus bietet uns die Anwendung des Sonnenlichtes eine vorzügliche Heilmethode. Auch hier kommen beide Wirkungen des Sonnenlichtes, die aufbauende, anregende und die bakterienstörende in Betracht. Diese Lichtheilmethode, von dem Laienpraktiker Maximilian Mehl zuerst angewandt und von dem dänischen Mediziner Finsen wissenschaftlich begründet und ausgebaut, hat — so ist zuversichtlich zu hoffen — eine große Zukunft. E. S.

Wie man Sonnen- und Lichtbäder nimmt.

Die Sonnenbäder nimmt man mit Vorteil ganz im Freien. Um den Körper besser den Wirkungen der Sonne zugänglich zu machen und ihn gleichzeitig vor der Bodenfeuchtigkeit und -Kühle zu schützen, legt man sich auf ein gegen die Sonne geneigtes Gestell mit Matratze. Dabei hat der Badende darauf zu achten, daß sein Kopf durch ein schattenpendendes Schutzbach oder wenigstens durch einen Schirm oder einen breitkrempigen Hut vor den Sonnenstrahlen geschützt wird. Am allen Stellen der Körperoberfläche die günstige Wirkung der Sonnenstrahlen Anteil werden zu lassen, muß der Badende seine Lage öfters wechseln. Vor einer zu langen Ausdehnung des Sonnenbades ist dringend zu warnen; auch ist es mit einer kühlen Abwägung des ganzen Körpers oder mit einem mäßig warmen Voll- oder Halbbade zu schließen. Ein Mißbrauch des Sonnenbades ruft in der Körperoberfläche des Badenden jene krankhaften Erscheinungen hervor, die man mit dem Namen „Sonnenstich“ bezeichnet. Ebenso ist es nicht angängig, das Sonnenbad kritisch als ein Universalheilmittel zu betrachten und anzuwenden; denn es gibt Krankheiten, bei denen eine Verwendung der Sonnenstrahlen als Heilmittel nicht nur keinen Nutzen, sondern sogar eine Verschlimmerung bringen würde. Darum soll auch hierbei stets ein Arzt zu Rate gezogen werden.

Bei der rein örtlichen Anwendung des Lichtes, die man als Teil-Lichtbad bezeichnen könnte, werden meist die Sonnenstrahlen durch eine Linse (Brennglas) ge-

sammelt, um sie in konzentrierter Form auf eine erkrankte Stelle der Haut wirken zu lassen.

Einen wenn auch nicht vollwertigen, so doch immerhin recht guten Ersatz dergleichen Sonnenbäder haben wir im elektrischen Lichtbade. Hierfür ist wegen seines reichlichen Gehaltes an ultravioletten Strahlen das elektrische Bogenlicht am meisten geeignet. Es wird analog dem Gebrauche der konzentrierten Sonnenstrahlen bei den Teil-Lichtbädern zu örtlichen Bestrahlungen verwendet.

Die in der Neuzeit häufig und gern genommenen elektrischen Glühlichtbäder haben nur die Wirkung von Schwitzbädern, sind aber in ihrer Anwendung sauberer und für den Patienten ungefährlicher und angenehmer als die Dampf- und Heißluftbäder. Sie werden hauptsächlich gegen alle Erkältungskrankheiten gebraucht. Der Körper des Badenden befindet sich mit Ausschluß des Kopfes in einem allseitig geschlossenen Kasten, in dem das Licht elektrischer Glühlampen mit einer Gesamtstärke von etwa 800 Normalkerzen auf ihn einwirken kann. Die Lampen entwickeln Wärme, die sich durch Strahlung zunächst der Haut mitteilt und die eine Wärmesteigerung im Körper verursacht, die bald zum Schweißausbruch führt. Gerade dieser rasche Schweißausbruch macht das Glühlichtbad gegenüber dem Dampf- und Heißluftbad, in dem die Übertragung der Wärme durch Leitung herbeigeführt wird, so angenehm und sichert ihm darum eine weite Verbreitung. E. S.

Die Laterne.

Ein Schelmenstück,
erzählt von Wilhelm Glabt.

Wenn wir junge Spritzer in der biedersten aller Amtsstädten, im alten Rheinmünster den Schnaubhäftigen, wandelfüßigen Polizeihauptmann Habakuf Schnäberle mit besorgter Miene fragten, warum denn auf dem Pflaster unter dem Gutgesellentor ein Sflecken sei, darn bekamen wir die freundliche Auskunft: „Laufe zu, ihr Lusbubel! D' Laterne schweißt!“ So oft wir aber die gewaltige Laterne betrachteten, die mit bürgerlicher Behåbigkeit inmitten des breiten Torbogens hing, konnten wir von dieser sogenannten schweißenden Tåtigkeit nie etwas entdecken. Und sollte solch ein Schweißgen wirklich früher der Fall gewesen sein, dann stelle ich heute fest, daß die fragliche Torbogenlaterne in einer drei Jahrhundert langen Pflichterfüllung offenbar das Schweißen verlernt haben muß. Zurzeit ist nämlich auf dem noch immer noch gleich holperigen Dorfpflaster durchaus kein Fettsflecken mehr zu sehen.

Auch dem biedereren Nachtwåchter Gervatius Hannenstud kann man nicht die ehrenrührige Tat nachsagen, daß er etwa einmal bei Speisung der Torbogenlaterne mit wohlduftendem Lebatöl einen Spauß dieser Helligkeit zaubernden Ingredienz auf die Pflastersteine praktiziert habe. Denn der ehr- und tugendsame Nachtwåchter Hannenstud pflegte bei Verabreichung des allabendlichen Öltranks an mehrfach erwåhnte Torbogenlaterne mit peinlichster Genauigkeit zu Wert zu geben. Zuerst pflegte er mit dem nur in seiner Verwahrung befindlichen vorjintflutlichen Schlüssel den Kasten zu öffnen der an der rechten Seite des Torbogens ein gewolltiges Dasein fristete. Dann wurde mit sachverständiger Miene festgestellt, daß das bide hantene Seil, welches von einem handfesten schmiedeisernen Ring von der Laterne aus über zwei altersschwarze Rollen oben und seitwärts im Torbogen nach einer Drehachse innerhalb des Kastens führte, sich althergebrachter Ordnung erfreute. Nach dieser höchst wichtigen Feststellung wurde unter Zubiffenahme eines riesigen Drillers, einer doppelsåustigen Gewalt und eines ohrenbetåubenden Rattergeråusches die bewußte Torbogenlaterne veranlaßt, sich in bürgerliche Schnaubarthöhe herabzulassen. Dabei pflegte der tiefgedankig veranlagte Herr Nachtrat zweierlei symbolische Betrachtungen anzustellen über die Welt und über das Himmelreich: 1. in der Welt ist das Büroertum das Untere und der Bürgermeister das Obere, gleichsam das Licht, das von oben herunter auf das Untere fällt, leuchtend und erleuchtend. Dieses Licht kann aber nicht leuchten, wenn nicht jemand da ist, der in treuer Pflichterfüllung ihm Lebatöl unter den Docht gießt; 2. das Himmelreich ist gleich einer Laterne im Torbogen des Gutgesellentors in Rheinmünster.

Dem Himmelreich aber muß man Gewalt antun und nur die ihm Gewalt antun, werden es an sich bringen. Ergo: haspelte der rheinmünsterische Stadtnachtwåchter Gervatius Hannenstud allabendlich das Himmelslicht der Gutgesellentorne mit Gewalt zu sich herunter, goß mit Sorgfalt und wohlgemessener Bedachtsamkeit um den baumwollenen Docht die wohlduftende Spende heimatlischen Lebatöls.

Und eben dieser rheinmünsterische Stadtnachtwåchter, um sich von dem Verdacht zu reinigen, als habe er einen Spauß seiner Spende auf das Torbogenpflaster „leien“ lassen, hat die Geschichte des unsrer jugenbliche Wikbeagier stark reizenden Sflecks folgendermaßen verraten:

Der Polizeihauptmann Habakuf Schnäberle hat einmal so um die Mitternacht rum seine Runde gemacht, als er am Gutgesellentor einen jungen Studio um Hilfe rufen hörte. Pflichtschuldig und leutselig — gegen junge Studio muß man immer leutselig sein — eilt er hinzu und sah, wie der arme Mensch krampfhast den Strid festhielt, an dem die alte Torbogenlaterne hing.

„Ach Herr Wachtmeister!“ jammerte er, kommen Sie doch! Da haben so freche Kerls den Strid abgeschnitten, und wenn ich nun die Laterne nicht halte, dann fällt sie hinunter und ist kaput! Bitt schön, halter Sie doch mal ein wenig!“

„Gehr wohl! Gehr wohl!“ beeilte sich die polizeiliche Obrigkeit zu dienern, spudte in die Hände und faßte kråftig an. Kaum hatte er den Strid in der Hand, war der Herr Studio in der nachtschlafenden Dunkelheit verschwunden und ließ die verblüßte hohe Obrigkeit mitteillos in krampfhafter Gewalt sich auf die holperigen Pflastersteine stemmen. Gewalt war nötig, denn die zwei Schuh hohe Laterne mit ihrem massiven Eisengerüst wog annåhernd ihren Zentner.

Ein Weilschen stand so der Herr Polizeigewaltige, straffte die Waden, streckte die Arme, krampfte die Hände um den Strid und biß die Zähne aufeinander. Er hatte bereits wohlweislich erwogen, daß ein Hilseruf den Effekt haben könnte, am Ende gar den Stadtnachtwåchter herbeizuloden, und dann wäre es doch um das dienstliche Ansehen eines öffentlichen Sicherheitsorgans geschehen gewesen.

Weitere Erwågungen ließen schließlich in dem immer angestrenzter denkenden Obrigkeitsehirne die schwache Hoffnung auftauchen, der bide Hafnermeister Protasius Schnaubengießer, der gewöhnlich in der silbernen Kanone überaus pflegte, könnte seine nachmitternåchliche Tortel- parade durch das Tor machen. Aber sei es nun, daß der ehrsame Tonkünstler heute besonders lange Sitzung hatte oder sei es, daß ihn die züch-

fige
schwe
bunde
Nur
feger
Mo
in d
Arme
lottig
sing
Entsch
war
ander
Later
ander
schloß

tige Hausfrau von wegen weindurstigen Ausschweifungsverdachts an den Bettladenstollen gebunden hatte, es blieb ringsum mäuschenstill. Nur nach dreiviertel Stunden fing dem Schwertfeger Ambros Schnappbold sein Koro an, ein Mondscheinsolo zu heulen. Sientemal inzwischen in den angestrengt an dem Seilstumpfen ziehenden Armen des stillzufriedenen Gestrengen ein sapperlottig Ziehen und Reizen sich einzustellen begann, fing in einem biederen Polizeigehirn ein weiterer Entschluß an, reif zu werden. Ein solcher Entschluß war umso begreiflicher, als kein Nagel und keine andere Möglichkeit in Reichweite war, um das Laternenseil daran anzubinden und zumal das andere Stück des Stricks wohlgeborgen in des verschlossenen Kastens Tiefe einen gerechten Schlaf

schlies und den Traum von der Trennung der Gewalten träumte.

Dieser Entschluß fand nach fünfviertel Stunden darin seinen Ausdruck, daß krachend die Torbogenlaterne aufs Pflaster niedersauste, während eilig die polizeiliche Obrigkeit sich aus dem Staub machte. Daß der hochverehrte Herr Polizeihauptmann Sabakul Schnäberle dabei Mühe hatte, die angestrengt lange Zeit nach oben gestreckten Arme in ihre biedere nach unten gerichtete Schlenkerarme zurückzuverbringen, sei als nebensächlich noch erwähnt.

Was seine Gestrengen, der Herr Bürgermeister von Rheinmünster andern Tags zu dem angerichteten Schaden und zu dem Bettfleden im Pflaster sagten, habe ich nicht erfahren können.

D' Großmueter.

Altes Oberländer Gedicht.

D' Großmueter sitzt im Sorgenstuhl;
Es schnurrt lei' Rad, es goht lei' Spul.
Sie faltet d' Händ in ihrem Schoß —
Wa hät sie ächt? wa sinnt sie bloß?

Sie gsieht a nider Wälderhus;
E Maible chunnt barsuech drus
Und goht in Wald, wo 's Beeri git;
E' hät Hunger, arm sind sini Lüt.

In Wald und Hurst git's Beeri voll;
Des Maibli ruopt 's Jainli voll;
's hufiert damit vo Tür zu Tür
Und chunnt sechs Bagen über befür.

Wie 's haimet trait das viele Geld,
Es tuscht mit Niemert in der Welt!
Und wie des Maib'i größer wurd,
Mueß es als Dienstmagd uf und furt.

Für drißig Guldi und e Kleib,
So dient es voll Zufriedenheit,
Und jede Krützer lait es a,
Wo nit sin Vater bruche cha.

So dienet sie e Jahre nü
Und wachst debi und trümt debi;
's ist schönste Maibli in de Stadt.
Möcht' wisse, ob's en Schatz au hat!

Jo frili, frili! de fehlt nit:
En Müller isch's, wenn's wisse wit.
Wie Chriese blüeiät über 's Johr,
Do stöhd sie beide am Utor.

Der Eh'stand ist e Wehstand!
Zum Glüd glaubt's Niemert meh im Land.
Zwei Müller sind gar bald satt g'macht,
Wenn's aber siebe sind und acht?

Doch wemmer flüzig schaffe tuet,
No langet's scho und goht's eim auet.
Und wenn de Ma krank isch zwei Johr
Und stirbt berno! 's isch wäger wahr!

Zum Trure hät sie lei Zit ka!
's isch leß, wenn neume fehlt de Ma.
So schafft sie denn und sorgt und spari
Und zieht die Chinder, 's hät en Art.

Sie triibt im Ma sie G'schäft, weiß Gott,
Im Anfang hät mer sie verspott'.
Sie aber schaut nit uf und um,
De Himmel hät sie g'jegnet drum.

De Wohlstand mehrt sie Tag um Tag;
Sie hät bald meh als sie vermag.
Und d' Chinder weret groß — und Schau:
Der eltest Bue nümmt scho e Frau.

Do git em d' Mueter ihri Sach
Und goht uf D' Libbing allsgemach.
Doch schaffe mueß sie allewil,
Bim Nüttun hät sie Langewil.

Bald isch sie siebezig und meh,
Und 's Etegestige tut er weh;
Und d' Auge wäre schwächer au,
Jetzt isch sie halt en alte Frau.

So träumt d' Großmueter — mit eme Schrei
Verwachtet sie und briegt dabei
Und süßt: „Gott, lommi zue Dir cho —
Cha nümme schaffe, wa tueni do?!”

Ums Vatererbe.

Von W. Schuster.

Die ersten Strahlen der Morgensonne trafen gerade das in Wetter und Sturm ergraute Schindeldach des an der östlichen Berghalde sich anlehnenden Kohlbauernhofes, als sich die Haustüre des behäbigen Bauerngehöftes öffnete und ein stämmiger Jungbauer, der Kohlbauer Mathias im werdenden Mannesalter, über die Schwelle trat. Ringsum lag alles noch in tiefster Ruhe, nur das Plätschern des munteren Gebirgsbächleins, welches unmittelbar hinter dem Hausgärtchen vorbeifließt, machte sich bemerkbar, sonst herrschte Totenstille, Feiertagsruhe.

Solche Momente waren dem Mathias immer eine willkommene Gelegenheit zur lebhaften Selbstunterhaltung, denn niemand störte ihn in seinen Gedanken, ungehindert konnte er ihnen nachhängen. Auch heute schienen ihn besondere Gedanken zu beschäftigen, wie seine tiefste Miene bewies.

Schweigend schritt er über den breiten Hofraum den ausgebreiteten Stallungen zu, in denen hungrige Kostgänger auf die erste Morgengabe warteten. Raum hatte er die Türschwelle knarrend niedergerückt, wurde er auch schon mit einem lauten Willkommengruß empfangen. Das laute Brüllen kam ihm scheinbar heute morgen ungelogen, denn schneller als sonst hat er diesmal den hungrigen Wiederläufern das erste Futter vorgelegt, er mochte wohl in seinen Gedankengängen nicht unterbrochen sein.

Als er die Ketten seiner Pflegebefohlenen zur Morgentranke löste, hatte die ausgehende Frühlingssonne bereits den ganzen Kohlbauernhof in ihr gleißendes Gold eingesponnen. Und auch sonst war von der feierlichen Stille nicht mehr viel zu spüren. Auf dem geräumigen Hofe tummeln sich bereits zahlreiche Hühner, die eben aus der Hand der Bäuerin ihr Morgenfrühstück erhalten haben, und auch in der Bohnstube des Kohlbauern ist es inzwischen lebendig geworden.

Bei einer kräftigen Morgensuppe sitzen die noch jüngeren Kohlbauernsprößlinge und lassen sich's gut schmecken. Die irdene Suppenschüssel, die den viereckigen Eichentisch zierte, wurde von der Nani, des Kohlhofbauern Älteste, mehr als einmal abgetragen und neu aufgefüllt, denn bis zur nächsten Mahlzeit mußte die Uhr noch manchen Stunden-schlag verkünden.

Der Mathias, der eben von seiner Stallarbeit zurückkehrt, hat es heute besonders eilig; denn er hatte seinem Altersgenossen Xaveri auf dem benachbarten Lehnerhof versprochen, heute früher als sonst mit ihm zusammen zur Kirche zu gehen.

Im Nu hatte der junge Kohlhofbauer seine Kleider gewechselt und prangte bereits in seinem „Festtagsbäs“, als der Xaveri aus sein Kammerfenster trat und den Mathias an sein Versprechen

erinnerte. Schnell noch eine kleine Stärkung für den langen Weg zur Pfarrkirche und die beiden „Majoratsberren“ schritten den schmalen Fußpfad entlang ihrem Ziele zu.

Auf halber Wegstrecke hörten sie in der Ferne das gedämpfte Glodenzeichen des schmutzen Dorf Kirchleins, das die Gläubigen zur Andacht rief. Jetzt galt es den Schritt zu beschleunigen, denn der Mathias und der Xaveri sollten noch vor Beginn des Gottesdienstes ihre Kameraden des ausgebreiteten Kirchensprengels treffen.

Der heute morgen noch so schweigsame Mathias hatte mit seinem Weggenossen Xaveri auf dem Kirchgang bald eine lebhaftere Unterhaltung angefangen, die sich in der Hauptsache um die Versammlung, welche nach Schluß des Gottesdienstes im „Eternen“ stattfinden sollte, drehte.

Schon seit vierzehn Tagen hatte der Mathias von der beabsichtigten Zusammenkunft Kenntnis und wußte auch genau, um was es sich handelte, hatte ihm doch der Einberufer der Versammlung, der Blasius Körner aus der Nachbargemeinde, den er in der landwirtschaftlichen Winterschule kennen lernte, genau eingeweiht in das zu behandelnde Thema.

Seit diesem Zwiegespräch mit seinem alten Schulfreunde hatte sich der Mathias alle Mühe gegeben, die von dem Blasius angeregten Gedanken zu verarbeiten und möglichst bald in die Tat umzusetzen. Den ganzen letzten Sonntag nachmittag hatte der Mathias mit dem Lehnerhof-Xaveri dazu verwendet, um seine Standes- und Altersgenossen zu der heutigen Versammlung persönlich einzuladen.

Nur einen Wunsch hatte der Mathias mit dem Xaveri zusammen, die eben bis in die Nähe der Pfarrkirche gekommen sind, daß keiner von denen in der Versammlung fehlte, die ihr Erscheinen zugesagt hatten. Ein leichtes Achselzucken des Xaveri mochte vielleicht ein Ausbruch des Zweifels sein. Der Mathias ließ sich jedoch an seiner zuverlässigen Hoffnung keinen Abbruch tun, im Gegenteil, er sah sich in seiner Auffassung bestätigt, als sich unter der alten Kirchhoflinde, auf der linken Seite des Kirchenportals, etliche Jungbauern schon eingefunden hatten.

Etwas abseits stand der Blasius Körner, der mit gemischten Gefühlen an die abzuwartende Versammlung im „Eternen“ dachte, denn es war die erste ihrer Art, die er unter ortsfremden Leuten in die Wege leitete.

„Guten Morgen, Blasius, wie froh bin ich, daß du schon hier bist,“ unterbrach der Mathias, mit dem Xaveri zusammen, die Gedanken des Blasius.

„Es ist gut, daß ich dich noch sprechen kann, bevor der Gottesdienst beginnt,“ fiel der Blasius dem Mathias ins Wort.

„Glaubst du wohl, daß mit einem vollzähligen Besuch zu rechnen ist?“

„Ganz sicher,“ sagte siegesbewußt der Mathias, der sonst im allgemeinen nicht zu den Hellschönern zählte.

Nach einer kurzen, aber lebhaften Aussprache zwischen dem Kleeblatt über die zweedmäßigste Gestaltung der Versammlung gingen sie „gute Andacht“ wünschend in die Kirche.

Mit der Andacht schien es diesmal nicht weit her zu sein, wenigstens ließ die innere Sammlung sehr zu wünschen übrig und besonders der Blasi konnte es kaum erwarten, bis er wieder ins Freie kam, um seine Gedanken ungehemmt weiterspinnen zu können.

Der junge Koblhofbauer erwartete den Blasi schon auf der steinernen Freitreppe, die zur Wirtsstube des „Eternen“ führt. Er konnte es kaum erwarten, bis er die Versammlung eröffnen durfte, wenn nur auch schon die Gaststube mit Jungbauern angefüllt wäre. Am hintersten Tisch, nächst der Schenke, hatte sich zwar eine lebhaft debattierende Gruppe niedergelassen, die also wohl mehr den Durst zu löschen kam, als mit der Absicht, an der Versammlung teilzunehmen. Es war für den Mathias keine ehrenvolle Aufgabe, den Blasi, der mit dem Kaveri schon die Steintreppe hinaufkam, in die fast noch leere Gaststube zu führen. Umso größer aber war seine Freude, als nach einer Viertelstunde die Gaststube bis auf den letzten Platz gefüllt war.

In Ermangelung einer Glode nahm der Mathias sein Taschenmesser zur Hand und klopfte kräftig an das vor ihm stehende Bierglas, um dem Blasi Gehör zu verschaffen.

Lautlose Stille trat ein, als sich der Blasi von seinem Sitz erhob und mit sicherer Stimme seinen Vortrag begann.

Mit der ganzen Glut innerer Begeisterung sprach der Blasi von den großen Aufgaben und Pflichten, welche die Bauernjugend zu erfüllen hat im Streben, das väterliche Erbe zu erhalten und zu schützen gegen die unheilvollen Einflüsse dunkler Wirtschaftskräfte, die in der Laubeit der meisten Jungbauern willkommene Unterstützung finden. Das Schweigen wurde zur heiligen Andacht, als der Blasi von der tiefgeliebten Schwarzwaldheimat sprach, die sich in ihrer ganzen Herrlichkeit vor dem geistigen Auge der Zuhörer zeigte. Mit der innigen Schlichtheit, die einem Sohn der Schwarzwaldberge eigen ist, sprach er von den Kraftquellen der heimatischen Scholle, die verbrauchte Lebenskräfte wiederum erneuert. „Treue der Heimat!“ war dem Blasi sein letztes Wort.

Voll innerer Begeisterung für die schönen Gedanken des Blasi hatte der Mathias den Schlußsatz ganz überhört, bis er durch die lebhaften Zustimmungsaussagen seiner Alters- und Standesgenossen darauf aufmerksam wurde. Die Rede vom Blasi hatte ihre Wirkung nicht verfehlt; denn der Mathias wurde sofort von seinen Kameraden als Führer der neugegründeten Ortsgruppe vorgeschlagen und gewählt. „Noch nie habe ich,“ so gestand der Mathias, „so klar über die Jungbauernsache reden gehört, als aus dem Munde des Blasi.“ Alle bisher noch unklaren Begriffe, welche über die Jungbauernbewegung vorherrschten, hatte der Blasi ganz deutlich vor Augen geführt und erklärt.

Die Mittagssonne hatte bereits ihren höchsten Stand überschritten, als die Versammlung auseinanderging. Manche wertvollen Ausklärungen gab der Blasi dem Mathias auf der gemeinsamen Wegstrecke, auf der sie der Heimat näher kamen. Wenige hundert Schritte vor den letzten Häusern bei einem einfachen Waldkreuz trennten sich ihre Wege.

Ein Gefühl berechtigten Stolzes begleitete den einsam wandernden Blasi auf dem Heimweg, nicht etwa des Erfolges seiner Rede wegen, sondern der Gedanke daran, einer großen Sache gedient zu haben, machte ihn stolz. Trostdem er mütterseelenallein durch den ausgedehnten Fichtenwald ging, flog die Zeit nur so dahin und ehe er daran gedacht hatte, sieht er schon hinter der Berglehne den blauen Rauch seines Waldhauses aufsteigen, der die Mittagsmahlzeit ankündigt. Für den Blasi blieb dieser Sonntag ein Festtag innerer Freude, der ihn all die Mühen vergessen ließ.

Weniger einsam gestaltete sich der Heimweg des Mathias mit dem Kaveri zusammen, die reichlich Unterhaltungstoff hatten. „Solche Kameraden, wie der Blasi, sollten wir lauter haben,“ sagte der Kaveri zum Mathias, der schon früher den Blasi als tüchtigen Kerl kannte.

„Nun, wir wollen unsere ganze Kraft draufsetzen, um es dem Blasi gleichzutun,“ meinte fest entschlossen der Mathias, „und wenn jeder mithilft, wird dies auch gelingen.“

Daß der Mathias recht behalten hat, das hat ihm schon nach einigen Wochen der Kaveri bestätigen müssen. Die Jungbauernversammlungen im „Eternen“ wurden immer zu einem besonderen Ereignis für das friedliche Schwarzwaldbüdchen, an denen sich jung und alt beteiligte. Kaum eine Versammlung ging vorüber, in der nicht des Blasi gedacht wurde, der durch seinen prächtigen Vortrag den Grundstein für die Arbeitsgemeinschaft „Uns Vatererbe“ gelegt hatte.

